

Wilfried Forell

**Aufbruchsstimmung –
Tagebuch einer abenteuerlichen Reise**

Teil 5: Nach Mandapam, Indien

2. April 1964: Von Calcutta nach Burdwan

Wir verlassen endgültig die feuchtheiße Stadt und wenden uns dem südöstlichen Teil Indiens zu.

Dabei legen wir noch einen Halt an einem Postamt in Burdwan ein, um einen Brief aufzugeben. Am Schalter spricht uns ein europäisch gekleideter junger Mann an.

Als wir ihm erzählen, was wir noch vorhaben, ist er begeistert. Er lädt uns zu einem Drink in sein Wohn-Camp ein, das etwa eine Meile von hier im Dschungel liege.

Natürlich folgen wir der Einladung und landen im Camp von italienischen Facharbeitern und Spezialisten, die eine Pipeline durch die Wildnis Indiens bauen. Auch ein deutsches Unternehmen der Mannesmann AG ist an diesem Auftrag beteiligt.

Einige der Arbeiter haben sogar schon in Deutschland gearbeitet und sprechen unsere Sprache, dementsprechend werden wir hier aufgenommen.

So erkundigen wir uns auch, ob wir das Zelt für die Nacht hier im Wohnwagenpark aufbauen dürften, was uns ohne Umschweife gestattet wird. Wenig später werden wir sogar zum Abendessen eingeladen. Nudeln mit Fleisch, gegrillte Hähnchen, Pommes Frites, Salate, Reibekuchen, Cola und Bier werden aufgeföhrt, so viel wir möchten.

Man schlägt uns vor, dass wir auch in einem der leerstehenden Wohnwagen schlafen könnten, dadurch würden wir uns das Aufbauen des Zeltes ersparen. Da das vernünftig klingt, lassen wir das Zelt im Gepäck und ziehen in den Wohnwagen. Doch der entpuppt sich in der Nacht als ein wahrer Brutkasten, denn der Wagen stand den ganzen Tag in der prallen Sonne und hat sich entsprechend aufgeheizt.

3. April 1964: Von Burdwan nach Phous Banglow

Wir konnten im Wohnwagen wegen der großen Hitze nicht schlafen. So stehen wir in aller Frühe mit den Arbeitern auf und frühstücken mit ihnen.

Nach einem herrlichen, europäischen Frühstück verabschieden wir uns von dem lustigen Trupp und begeben uns wieder auf den Weg.

Kaum sitzen wir im Sattel, werden wir von zwei Sikhs angehalten, die uns zu einer eisgekühlten Coca Cola einladen und Gebäck servieren lassen.

Sikhs werden in unseren Unterlagen beschrieben als Angehörige einer großen Religionsgemeinschaft in Indien. Man erkenne sie an ihrer farbenprächtigen Kleidung und an ihren langen Haaren, die sie meist unter einem prächtigen Turban verbergen würden. Und sie gehörten der Mittel- und der Oberschicht des Landes an und seien bekannt für ihre Gastfreundlichkeit und Nächstenliebe, die wir auch schon einige Male in Anspruch nehmen durften.

Bereits wenig später treffen wir erneut auf einen Sikh, den wir nach dem Weg fragen, doch der lädt uns erst einmal zum Mittagessen ein, denn beim Essen könne er uns besser den Weg beschreiben.

Während des Mittagessens erzählt er uns, dass ganz in der Nähe sein Anwesen liege und er ein Stahlbau-Unternehmen betreibe. Dort könnten wir im Übrigen das Zelt aufbauen, wir seien herzlich willkommen.

So rollen wir nach dem Essen auf ein in der Nähe gelegenes, größeres Gelände und lassen uns dort mit dem Zelt nieder. Wir seien hier in dem Ort namens Phous Banglow, gibt er uns beiläufig zu verstehen.

4. April 1964: Aufenthalt in Phous Banglow

Wir haben uns entschieden, der Einladung von gestern Abend zu folgen und noch ein paar Tage hier auf dem herrlichen Platz zu bleiben.

Nach dem Mittagessen werden wir eingeladen, eine nahegelegene Kohlezeche zu besuchen, bei der ein indischer Bergbau-Ingenieur arbeitet, der mit einer deutschen Frau verheiratet sei. Schließlich will uns auch der Direktor der Zeche sehen. Er zeigt sich sehr interessiert an unserer Reise und lässt uns von einer Dame allerlei frische Säfte servieren.

Auch der indische Ingenieur, wird gerufen und gesellt sich nun dazu.

Gemeinsam gehen wir schließlich zum Privathaus des Direktors, das schon von außen sehr eindrucksvoll und mächtig wirkt. Dort werden schwere Krüge aus purem Silber auf den Tisch gestellt und eisgekühltes, deutsches Bier eingeschenkt.

Da der Ingenieur sich gerne etwas mehr um uns kümmern wolle, wie er sagt, lädt auch er uns für Montagabend, also für übermorgen, zum Essen ein.

Nebenbei erklärt uns der Stahlbau-Unternehmer, dass wir natürlich für die übrige Zeit bei ihm zu Gast seien.

Wieder zurück am Zelt werden wir wenig später noch zum Abendessen eingeladen und dort in der repräsentativen Villa im englischen Stil bestens versorgt.

5. April 1964: Aufenthalt in Phous Banglow

Wir haben heute dem Stahlbau-Unternehmer die chronischen Bruchstellen an unserem Anhänger gezeigt und gefragt, ob er eine Idee habe, wie das Rohr bei den beiden Auflagepunkten der Achse beschaffen sein müsse, damit die Konstruktion nicht mehr so schnell durchbreche. Ohne unsere Frage zu beantworten, lässt er den Anhänger in eine seiner Werkstätten bringen. Wir sollten uns überraschen lassen, meint er nur.

Als wir uns wieder dem Zelt zuwenden wollen, kommt ein Fahrzeug auf den Platz gefahren. Ein weiterer Sikh steigt aus, der von unserem Gastgeber herzlich begrüßt wird. Dann wird uns der Fremde mit den Worten vorgestellt, das sei sein Bruder und der habe hier in der Gegend ein großes Fuhrunternehmen. Er wolle uns morgen zum Mittagessen einladen.

Noch am Abend bekommen wir ein üppiges Mal zum Zelt gebracht.

6. April 1964: Aufenthalt in Phous Banglow

Gegen Mittag werden wir mit einem Fahrzeug zum Essen abgeholt. Der Chauffeur fährt uns zu einer bemerkenswerten Villa mit einer großzügigen, parkähnlichen Gartenanlage, die sehr professionell angelegt ist. Das sei das Anwesen des Transportunternehmers.

An einer langen Tafel werden drei Gänge an Speisen aufgetragen und wieder europäisches Bier serviert. Es schmeckt alles vorzüglich.

Gegen Abend fahren wir mit dem Moped zum Anwesen des Ingenieurs, der uns in seinem Haus zum Essen empfängt.

7. April 1964: Aufenthalt in Phous Banglow

Schon in der Früh wird uns der reparierte Anhänger zurückgebracht. Natürlich schauen wir gleich nach der Reparaturstelle, was man sich diesmal wohl ausgedacht hat. Doch wir sind sehr überrascht, denn die Reparatur wurde, das können wir aufgrund unserer Erfahrungen schon jetzt sagen, wirklich genial ausgeführt.

Von Anfang an haben die Werkstätten das Gestänge nur mit einer flachliegenden, aber immer länger werdenden Metallmuffe ummantelt und an der Stelle, an der die Muffe dann endete, ist das ausgeglühte Rohr unter Belastung immer wieder gebrochen.

Die Werkstatt hier hat aber unter das Gestänge, das eigentlich nur den Anhängerkorb zusammenhält und auf der starren Achse aufliegt, zwar auch ein langes Flacheisen, aber hochkantig an mehreren Punkten, über die Achse hinweg, angeschweißt.

Schließlich kommt auch noch der Chef und Gastgeber vorbei, der wissen möchte, was wir von der Reparatur halten.

Schon jetzt möchte ich dem Leser verraten, dass das Gestänge auf unserer weiteren Reise beinahe jede Art von Belastung ausgehalten hat.

Und schon wieder rollt ein Wagen auf den Platz, der uns zu einer vermögenden Engländerin, die eine Villa im englischen Landhausstil bewohnt, bringen soll.

Ein Diener in weißer Livree öffnet uns die Eingangstür und führt uns ins Entree. Dort kommt uns schon die Dame des Hauses entgegen, die uns begrüßt und in den Speisesaal begleitet. Eine Menge Bedienstete in Weiß wuseln um uns herum und tragen die Speisen für das Frühstück auf. Es ist wie im Traum.

Auf dem Rückweg zum Zelt werden wir noch zum englischen Schwimm-Club gefahren und dort im Clubhaus den jungen Leuten vorgestellt, die sich nach unserer Reise erkundigen.

Schließlich landen wir wieder beim Stahlbau-Unternehmer, der uns zum Mittagessen bittet.

Gegen Abend fahren wir zur indisch-deutschen Familie, um uns zu verabschieden, denn wir wollen morgen früh weiterfahren.

8. April 1964: Von Phous Banglow nach Ranchi

Der Stahlbau-Unternehmer steckt uns zum Abschied noch einige Rupees und zwei weitere Adressen seiner Verwandtschaft und Freunde in der Stadt Ranchi zu, die wir zwangsläufig noch um die Mittagszeit erreichen werden.

Die Adresse des Verwandten, der ein schön gelegenes Hotel betreibt, ist schnell gefunden. Dort werden wir zum Mittagessen eingeladen, danach suchen wir noch einen Freund des Stahlbau-Unternehmers auf, der schon informiert ist und uns bittet, die Nacht über zu bleiben.

9. April 1964: Von Ranchi nach Khoti

Gut gestärkt durch ein englisches Frühstück, lassen wir Ranchi hinter uns und rollen durch einen wildromantischen Landstrich.

Wenig später werden wir von einem Motorradfahrer überholt, der uns ein Zeichen zum Anhalten gibt.

Schließlich erzählt der uns, dass er katholischer Missionar sei und in einer Missionsstation abseits der Straße lebe, er sei in Holland geboren und dort auch aufgewachsen.

Nachdem wir das Wichtigste ausgetauscht haben, auch von unserem Reisevorhaben, meint er schließlich, dies würde er gerne noch etwas genauer wissen und lädt uns zu seinem Anwesen ein, das nur ein paar Meilen von hier im Dschungel liege. So schwingt sich der in Weiß gekleidete, sympathische Mann auf sein Motorrad und ruft uns zu, wir sollten ihm folgen.

Auf einem schmalen Schotterweg, auf dem gerade mal ein Fahrzeug Platz hat, dringen wir tief in den Urwald ein. Schließlich bleiben wir auf einer Lichtung mit kleiner Holzkirche und Anbau stehen.

In einer einfach gehaltenen, kleinen, sauberen Stube bekommen wir einen herrlich duftenden Kaffee serviert und nebenbei werden die Lebensgeschichten ausgetauscht.

Schließlich nimmt sich der Missionar einen Briefbogen, beschreibt ihn, faltet ihn zusammen und steckt ihn in einen adressierten Umschlag. Übergibt uns den Brief mit den Worten, drinnen sei ein Empfehlungsschreiben, das uns weiterhelfen würde.

Und kurz vor dem Start zur Weiterfahrt gibt er uns zu verstehen, wir sollten noch einen Moment warten, dreht sich um und verschwindet hinterm Haus. Als er wieder zurück ist, legt er uns mehrere Pakete auf die Plane des Anhängers, das sei Milchpulver und Hartkäse. Er habe diese Hilfspakete bis unter die Decke des Schuppens gestapelt, könne aber diese Art von Lebensmittel nicht unter das Volk bringen, denn die Menschen würden ihm zu verstehen

geben, das alles aus den Ausscheidungen der Kühe und aus Gras gemacht sei, so etwas wolle man weder essen noch trinken.

Dies sei auch eine Sache des Glaubens und so habe er kein schlechtes Gewissen, wenn er uns davon mitgebe.

Voll bepackt und moralisch gestärkt, lenken wir den Roller zur Straße zurück, um unsere Route wieder aufzunehmen.

Bereits im nächstgrößeren Ort Gumla melden wir uns bei der dortigen Missionsstation, die uns bereits erwartet hat. Erhalten ein herrliches Mittagessen und die Gelegenheit, wieder einmal ausgiebig zu duschen.

Am Abend erreichen wir die Adresse des landwirtschaftlichen Versuchsguts in der Nähe von Khoti, die uns auch empfohlen wurde. Das Institut, das mitten im Dschungel gelegen ist, wird von einem deutschen Wissenschaftler geleitet.

Dort werden wir herzlich aufgenommen, gut bewirtet und dürfen im Gästezimmer übernachten.

10. April 1964: Von Khoti nach Rourkela

Da wir noch die landwirtschaftliche Anlage besichtigt haben, kommen wir erst spät auf die Straße zurück. Das Gelände ist, wie schon in den letzten Tagen, durchweg wildromantisch, beinahe undurchdringlicher Dschungel.

Die Straße wird stetig schlechter und um die Mittagszeit, bei brütender Hitze, verliert sich die Asphaltdecke in einem rötlichen Pulver, das sich in tiefen Furchen in die Wildnis frisst.

Straßenschilder an Abzweigungen gibt es nicht. An solchen Stellen entscheiden wir nur noch nach Bauchgefühl.

Das, was wir schon lange befürchtet haben, ist jetzt eingetreten. Das Moped bleibt nun mit den kleinen Rädern nicht im Sand, sondern regelrecht im Staub stecken. So müssen wir absteigen und die Maschine im ersten Gang aus dem roten Dreck schieben. Und das „Vergnügen“ mit dem Steckenbleiben dürfen wir an diesem Nachmittag noch einige Male haben.

Dennoch erreichen wir am Abend Rourkela. Maschine, Anhänger und wir beide sind in eine dicke Schicht aus rotem Dreck gehüllt.

Deshalb ist es uns zwar peinlich, in diesem Aufzug bei der Missionsstation vorzusprechen, doch irgendwie muss es weitergehen. Wir treffen auf einen deutschen Missionar, der uns, wenn auch verlegen, aufnimmt und Verständnis für unsere Notlage zeigt. Wir bekommen einen Duschaum gezeigt, in dem wir uns reinigen können. Allerdings läuft das Wasser aus der als „kalt“ markierten Leitung so heiß heraus, dass wir uns nur mit großer Vorsicht unter den Duschstrahl stellen können.

Es müssen hier mörderische Temperaturen herrschen. In unseren Unterlagen lesen wir, dass Rourkela einer der heißesten Punkte der Erde sei mit Temperaturen von bis zu fünfundfünfzig Grad im Schatten.

Im Übrigen sei der Ort Rourkela erst mit der Planung des Rourkela-Stahlwerks ab 1956 mitten in der Wildnis entstanden und solle zu einem der größten deutschen Entwicklungshilfeprojekte heranwachsen. Daran beteiligt seien auch die Firmen AEG und Krupp.

Gerade die diesbezüglichen Ausführungen in unseren Unterlagen in Verbindung mit unseren Erfahrungen auf der Route durch den roten, eisenhaltigen Sand machen uns noch einmal bewusst, dass wir uns heute die meiste Zeit auf den bodenschatzreichen Chota-Nagpur-Plateaus bewegten, auf denen wir uns auch hier in Rourkela noch befinden sollen.

11. April 1964: Aufenthalt in Rourkela

Nach dem Frühstück befreien wir weitere Sachen vom roten Staub, waschen alle unsere Textilien und gehen anschließend zum Deutschen Club, um Kontakte zu knüpfen. Dort treffen wir auch den deutschen Missionar, der uns gestern Abend an der Pforte aufgenommen hatte. Er kommt sofort auf uns zu und erzählt, dass er mit dem leitenden Ingenieure von AEG im Stahlwerk über uns und unsere Reise gesprochen habe, er lasse ausrichten, dass wir für die nächsten Tage in seinem Haus willkommen seien. So ziehen wir noch am gleichen Tag in klimatisierte Räume um und spüren sofort, dass wir dort willkommen sind.

12. April 1964: Aufenthalt in Rourkela

Heute ist Sonntag, da nimmt sich unser Gastgeber viel Zeit für uns. Er lässt Kartoffelsalat, hartgekochte Eier, Tee, die Badesachen und ein Faltboot für uns einpacken und fährt uns dreißig Meilen hinaus in die Wildnis zum Fluss Brähmani. Dort draußen stoßen wir auf Eingeborene, die mit Lendenschurz, Pfeil und Bogen umherlaufen oder mit einem Kanu auf dem Wasser unterwegs sind. Die Leute sind scheu und gehen uns aus dem Weg, allerdings suchen wir auch keinen Kontakt zu ihnen. So tollen wir den ganzen Tag in der Sonne herum, doch gegen Abend habe ich einen mächtigen Sonnenbrand und meinem Bruder geht es sehr schlecht. Wir müssen ihm sogar ins Fahrzeug helfen und auf direktem Weg nach Rourkela zurückbringen.

14. April 1964: Von Rourkela nach Tensa

Auf unserer Weiterfahrt gleich hinter Rourkela verliert sich erneut die Asphaltdecke in einer roten Sand- und Staubbpiste, ähnlich wie wir sie schon auf der Hinfahrt erleben durften, und das noch in einer weiten und dünn besiedelten Wildnis. Darüber hinaus führt uns die Piste durch eine Vielzahl an engstrukturierten, wellenförmigen Bodenerhebungen, die uns das Leben heute schwermachen. Fast bei jeder Bodenerhebung muss ich absteigen und durch den roten Staub stiefeln. Auch bleibt das Fahrzeug immer wieder darin stecken und wir müssen dann viel Energie und Kraft aufwenden, um es samt dem Anhänger freizubekommen. Dabei treffen wir auf Einheimische, die mit Pfeil und Bogen unterwegs sind, die uns, wie schon so oft, aber keines Blickes würdigen. Im Ernstfall eines Konfliktes mit diesen Leuten könnten wir weder in einem geschlossenen Fahrzeug Schutz suchen noch durch erhöhte Geschwindigkeit ausweichen. Doch wir erreichen Tensa, einen kleinen Ort im Dschungel, wo wir am Rande der Wildnis unser Zelt aufschlagen.

15. April 1964: Von Tensa nach Keonjhargarh

Wir haben heute zwar noch keinen Asphalt unter den Rädern, aber der Untergrund ist fester geworden, sodass die Räder nun gut greifen. Was uns im Moment Probleme bereitet, ist der Kraftstoff, denn Tankstellen sind hier in der Wildnis sehr rar. Doch in Barabil an der Tankstelle werden wir vom Pächter zu kalten Drinks eingeladen und müssen nicht einmal die Tankrechnung bezahlen.

16. April 1964: Von Keonjhargarh nach Cuttack

Erneut geht es durch dichten Dschungel auf nicht asphaltierten Straßen, aber der Boden ist seit heute Morgen wieder harten und lässt sich gut fahren.

Da auch die Monsunwinde, die, wie jedes Jahr, den großen Regen über den indischen Kontinent bringen werden, noch nicht eingesetzt haben, liegt das Land noch ausgetrocknet da, und so können wir die Flussbetten an den Übergängen ohne Probleme durchfahren.



Nomaden, von Cuttack nach Puri



Auf dem Weg von Tensa nach Keonjhargarh

17. April 1964: Von Cuttack nach Puri

Auf dem Weg nach Puri verleihen Palmenhaine und urwaldartige Grashütten dem Landstrich einen besonderen Reiz.

Am Nachmittag finden wir eine Unterkunft bei Puri.

Wir lassen dort unser Gepäck zurück und steuern unseren Roller zu dem kleinen Fischerdorf am Golf von Bengalen namens Konarak, um uns den Sonnentempel anzuschauen.

Die Strecke dorthin besteht zwar nur aus einer losen Sand- und Schotterpiste, aber ohne Anhänger ist das kein Problem für uns.

Streifen an niedlichen, kleinen, aber auch primitiv wirkenden Ansiedlungen vorbei, die sich scheinbar schützend unter den hohen Palmenkronen angesiedelt haben.

Die gesamte Tempelanlage sei bereits im dreizehnten Jahrhundert erbaut, aber später wieder aufgegeben worden, so unser Reiseführer.

Und das Motiv an dem monumentalen Bauwerk mit dem Steinrelief, erinnert mich spontan an ein Pferdegespann, an große Räder mit Naben und Speichen.

Es soll wohl das Gespann des Sonnengottes Surya mit den sieben Pferden darstellen. Und am Fuße des Bauwerks befinden sich noch die vierundzwanzig übermenschlich großen in Stein gehauenen Wagenräder.

Da wir hier in den Tempelruinen wieder einmal kein menschliches Wesen antreffen, umfängt uns große Stille.

19. April 1964: Von Berhampur nach Srikakulam

Wir mussten gestern zunächst nach Bhubaneswar und nach Gopalpur on Sea zurück, um auf die gut ausgebaute neue angelegte Fernstraße zu gelangen, die weitestgehend an der Küste entlang verläuft.

Da wir aber in jener Gegend keine Unterkunft fanden, fuhren wir weiter bis nach Berhampur. Deshalb müssen wir heute Morgen erst einmal wieder nach Gopalpur on Sea zurück, um auf die Fernstraße zu gelangen.

Dort laufen uns wenig später kurz hintereinander zwei kleine Kinder in das Fahrzeug hinein. Gott sein Dank ist dabei nichts Gravierendes passiert.

Wäre es jedoch zu einem ernstem Unfall mit den Kindern gekommen, wären wir den Leuten gänzlich ausgeliefert gewesen. Und mit dem trägen Fahrzeug hätten wir einer eventuellen Lynchjustiz, die uns unter Umständen gedroht hätte, nicht wirklich erwehren können.

22. April 1964: Von Rajahmundry nach Vijayawada

Erneut durchfahren wir gestern eine bemerkenswerte Landschaft, die insbesondere belebt wurde durch Einheimische, die ihre Ziegen noch im Lendenschurz, mit Pfeil und Bogen durch die kleinstrukturierten Bodenerhebungen trieben, aber auch über flaches Grasland mit Palmenbestand und exotischen Grashütten; ein verträumter, aber auch rückständiger Landstrich.

Heute Morgen fahren wir an die Flussläufe des Godavari-Deltas heran, die für den Straßenverkehr nicht mit Brücken verbunden, sondern nur gestaut sind.

Dieser Fluss sei ein Phänomen, denn er flute mit seinen Wassermassen während der Monsunzeit und trockne im Verlaufe des Sommers fast wieder aus. Er gelte als einer der Hauptwasserwege Indiens nach dem Ganges und dem Indus und münde schließlich in den Golf von Bengalen, so unser Reiseführer.

Jetzt zu dieser Jahreszeit sind die Flussarme fast ausgetrocknet und so müssen wir auf aneinandergereihten Betonblöcken übersetzen, was nicht ganz ungefährlich ist.

Am Nachmittag machen wir Halt in der Stadt Vijayawada und finden dort überraschenderweise das größte katholische Zentrum Indiens vor, das einen Bischofssitz, eine medizinische Universität, eine Missionsstation mit italienischen Patres, ein Priesterseminar, eine Jungen- und Mädchenschule und ein tolles Hospital mit Schweizer Schwestern unterhält.

Einer unserer Gastgeber ist Pater Angelo Biffi, der uns auf ungewöhnlich nette Art empfängt und uns in einem der Gästezimmer der Mission unterbringt. Wir werden durch die gesamte Anlage geführt, besichtigen die Räumlichkeiten des Priesterseminars, die der Mädchen- und Jungenschule, den Bischofssitz und das Hospital.

23. April 1964: Aufenthalt in Vijayawada

Steigen mit dem Pater zu einem der nahegelegenen Hügel hinauf, auf dem sich eine Mariengrotte befindet, die den Gegebenheiten von Lourdes nachempfunden sei.

Da es noch früh am Morgen ist, haben wir von hier oben auch einen weiten, klaren und zudem noch herrlichen Panoramablick über die Stadt und das ganze Land.

Als wir nach dem Frühstück hinüber zum Bischofssitz fahren und unser Moped dort auf dem Hof abstellen, spricht uns ein Pater an und fragt, was für eine Maschine wir fahren würden. Noch bevor wir umfassend antworten können, kommt er näher, beugt sich zu den Rädern hinunter und spricht wie zu sich selbst, „Reifengröße dreihundert mal zehn Zoll“. Jetzt müsse er in der Werkstatt nachsehen, denn er glaube, dass er vor einem halben Jahr diese Größe aufgrund einer Falschlieferung aus Italien erhalten habe. Dreht sich um und ist im Gebäude verschwunden. Schließlich kommt er mit einem Reifen zurück, den er uns mit den Worten

triumphierend entgegenhält: und tatsächlich die gleiche Größe. Jetzt werde die Sache doch noch zu einem guten Zweck führen, meint er.

Also fahren wir mit unserem Geschenk gleich in die Werkstatt der Mission und lassen den Reifen des Hinterrads auswechseln.

Erst als wir den abgefahrenen Reifen in den Händen halten, erkennen wir die Dringlichkeit der Maßnahme.

Nun übernimmt der Pater die Regie in der Werkstatt und gibt dem Meister den Auftrag, noch eine Inspektion an unserem Moped durchführen zu lassen.

25. April 1964: Aufenthalt in Vijayawada

Da meinen Bruder schon seit Tagen ungewöhnlich große Beulen am ganzen Körper quälen, die sich in eitrige Geschwüre verwandelt haben und heftige Schmerzen verursachen, gehen wir mit dem Pater zum Hospital.

Dort erklärt uns der Arzt, dass das sogenannte Hitzegegeschwüre seien, die Europäer bekämen, wenn sie sich längere Zeit in den Tropen aufhielten. Es handele sich weder um eine Hautinfektion, noch um eine Leishmaniose. Das Blut müsse sich bei Volksgruppen, die aus kälteren Regionen kämen, erst einmal umstellen, es müsse liquider werden und damit die Fließeigenschaft verbessern. Durch diesen Prozess könnten Stoffe freigesetzt werden, die über die Haut nach außen hin abtransportiert würden. Am besten sei es, wenn er gleich hier im Hospital bleibe. In zwei bis drei Tagen sei alles wieder behoben.

2. Mai 1964: Von Ongole nach Nellore

Doch es kam anders, denn mein Bruder wurde erst vor zwei Tagen aus dem Hospital entlassen.

Aber auch ich habe mittlerweile festgestellt, dass sich bei mir ein Hitzegegeschwür am Bein gebildet hat. Doch ich wollte die Leistungen des Hospitals nicht auch noch in Anspruch nehmen und überging erst einmal die Beule.

Und so verließen wir gestern die gastfreundliche Mission. Mussten auf dem Weg nach Ongole häufig unser Fahrzeug durch Schaf- und Ziegenherden manövrieren und an Wasserbüffeln und heiligen Kühen, selbst an streunenden Hunden, vorbeilenken.

Heute, bei enormer Hitze steuern wir durch die öde, sandige Koromandel-Küstenebene. Von der See her weht uns wieder der heiße Passatwind entgegen.

Schon um die Mittagszeit wollen wir nicht mehr weiterfahren und so machen wir Halt in Nellore. Dort bekommen wir eine Unterkunft in der ansässigen Missionsstation.

Nachdem wir das Gepäck in unser Zimmer gebracht haben, begegnen wir erneut dem englischen Pater, der uns bereits an der Pforte empfangen und aufgenommen hatte. Zwischen uns entwickelt sich ein angenehmes und zugleich interessantes Gespräch und am Ende gesellt sich sogar noch eine weitere Person hinzu. Diese Person trägt allerdings ein großes Kreuz auf der Brust und einen bemerkenswert großen Ring am Finger. Im Verlaufe des Gesprächs erfahren wir dann, dass wir in einem Bischofssitz gelandet sind und er der Bischof von Nellore und zudem ein gebürtiger Belgier ist. Er vergewissert sich auch nicht, welchem Glauben wir angehören, sondern lädt uns spontan zum Mittagessen ein. So dürfen wir direkt rechts neben ihm und den Priestern, Mitarbeitern und den Verwaltungsleuten, an einer langen Tafel Platz nehmen. Noch am Tisch, während des Essens, nimmt der Bischof gleich wieder das Gespräch auf und so kommt es, dass wir von ihm für heute Nachmittag zu einem Besuch in die hiesige Missionsstation mit angeschlossenem Hospital eingeladen werden.

Zum Abendessen sitzen wir wieder an der Tafel des Bischofs, der inzwischen mitbekommen hat, dass wir Katholiken sind und uns nun fragt, ob wir morgen früh die heilige Messe mit-

feiern wollten. Mein Bruder könne dann als Messdiener aushelfen. Wenn wir das wollten, würden wir morgen früh geweckt.
Zunächst fühlen wir uns durch die Einladung etwas überrumpelt, doch freuen wir uns nun auf morgen.

3. Mai 1964: Von Nellore nach Madras

Um Punkt sechs Uhr klopft es, als wir nachsehen, steht der Bischof persönlich an der Tür, um uns für die Messe in der Missionskapelle abzuholen, die sich gegenüber dem Bischofssitz befindet.

Mein Bruder übernimmt dort die Funktion des Messdieners, als hätte er nie aufgehört, einer zu sein.

Nachdem wir bereits unser Gepäck im Anhänger für die Weiterfahrt verstaut haben und uns auf den Motorroller schwingen wollen, kommt der Bischof die Treppen herunter und gibt uns den Segen.

So starten wir erneut mit Hoffnung und Zuversicht und erreichen am frühen Nachmittag die Stadt Madras, die an der Koromandel-Küste liegt.

Für die Metropole haben wir gleich mehrere Adressen bekommen, doch die sind allesamt nicht anzutreffen.

Doch durch Zufall treffen wir in der Stadt einen Deutschen, Dr. Junghans, der uns seine Visitenkarte zusteckt, die ihn als Direktor der technischen Hochschule hier in Madras ausweist und in dessen Haus wir erst einmal für die Nacht unterkommen.

4. Mai 1964: Aufenthalt in Madras

Suchen heute zunächst die Deutsche Botschaft auf, nehmen unsere Post in Empfang und wenden uns schließlich an einen Herrn Rahlenbeck in der Botschaft, der uns von unserem Gastgeber empfohlen wurde.

Von diesem Herrn bekommen wir wiederum eine weitere Adresse nämlich die des Institutsleiters und Direktors des Indian Institute of Technology, Prof. Dr. Koch.

Gehen danach zum Hauptpostamt, um einen postlagernden Brief abzuholen, und fahren wieder zum Haus des Dr. Junghans zurück, um unseren Anhänger dort wieder in Empfang zu nehmen.

Begeben uns mit unserem Gefährt direkt zum Haus des Institutsleiters auf dem Gelände des Instituts.

Dort werden wir vom Professor zum Abendessen eingeladen und erhalten von ihm einen Stadtplan, anhand dessen er uns die Lage des YMCA-Hotels erklärt.

Als wir später wieder auf dem Weg in die Innenstadt sind, werden wir erneut von einem Deutschen angehalten, der sich über unsere Reise erkundigen möchte. Nachdem der junge Mann das Wichtigste über uns erfahren hat, fordert er uns auf, ihm zu folgen, steigt wieder in sein Auto und fährt los. Einige Straßenzüge weiter bleibt er am Straßenrand stehen und deutet auf sein Anwesen, dorthin wolle er uns gerne für morgen gegen sechzehn Uhr zu Kaffee und Kuchen einladen. Er gehöre zu einem deutschen Forschungsteam innerhalb des Instituts hier in Madras.

Als wir wieder ins Zentrum der Stadt zurückgekehrt sind, nehmen wir uns ein Zimmer im YMCA-Hotel.

5. Mai 1964: Aufenthalt in Madras

Zunächst machen wir einen Bummel durch das moderne Geschäftsviertel von Madras, den Spencer Plaza.

Danach fahren wir erneut zum Institut hinaus. Werden vom Professor wieder freundlich empfangen.

Im Verlaufe des Nachmittags finden sich noch weitere Kollegen ein, die uns auch kennenlernen wollen, gekommen ist auch der Deutsche, der uns gestern auf der Straße angehalten und uns für heute zu Kaffee und Kuchen eingeladen hatte. Er habe uns nicht vergessen, sondern dem Chef den Vortritt gelassen.

Nun entwickeln sich immer neue, interessante Gespräche, auch Geschichten, die die Professoren oder einer ihrer Kollegen vom Institut hier in Indien erlebt haben.

Doch über das Erzählen bricht schließlich der Abend herein und so werden wir zum Bleiben aufgefordert und erneut zum Abendessen eingeladen.

Bevor wir zum Hotel aufbrechen, bekommen wir vom Institutsleiter noch einen Check-up für unseren Motorroller in der institutseigenen Werkstatt angeboten, den wir gerne annehmen.

6. Mai 1964: Von Madras nach Mahabalipuram

Da wir um acht Uhr dreißig für den Check-up mit den Herren verabredet sind, checken wir zunächst in unserem Hotel aus und lenken unser Gefährt dann erst hinaus auf das Gelände des Instituts, zum Haus des Institutsleiters.

Dort werden wir bereits von den beiden Herren erwartet, die uns mit getrennten Fahrzeugen den Weg zur Werkstatt weisen.

Dort geben sich die Mitarbeiter viel Mühe, um unsere Maschine wieder flottzubekommen. So wird zum Beispiel der Auspuff ausgebrannt, der Vergaser auseinandergenommen und die Antriebskette sowie die Zündkerze gereinigt.

Da die Arbeiten jedoch längere Zeit in Anspruch nehmen, werden wir von Professor Dr. Haug, als Ersatz für entgangenen Kaffee und Kuchen gestern Nachmittag, heute zum Mittag-essen eingeladen.

Und nach dem Essen schauen wir in der Werkstatt vorbei und da sich die Mitarbeiter noch in der Mittagspause befinden, übernehmen wir nun selbst den weiteren Zusammenbau der Maschine und so ist das Fahrzeug im Nu wieder fahrbereit.

Jetzt kommt auch der Institutsleiter herüber, der uns erneut zum Kaffee einlädt. Bei so einer Hitze und der Arbeit verlange der Körper nach einem guten Kaffee, meint er und wendet sich, ohne eine Antwort abzuwarten, seinem Haus wieder zu.

Kaum sitzen wir zu Tisch, gesellt sich auch die Frau des Professors Haug hinzu, die wir bereits beim Mittagessen kennengelernt haben.

Doch wir hatten bereits am Vortag beschlossen, heute noch weiterzuziehen und so reißen wir uns nach dem Kaffeetrinken von unseren netten Gastgebern los und fahren noch gegen neunzehn Uhr nach Mahabalipuram.

7. Mai 1964: Von Mahabalipuram nach Tindivanam

Bevor wir zur Hauptstraße zurückkehren, möchten wir uns noch einer der Sehenswürdigkeiten hier an der Küste zuwenden, die eine der schönsten und erhabensten archäologischen Stätten Südindiens darstellen soll.

Steuern unser Fahrzeug auf sandigen Wegen an die Koromandel-Küste hinaus, wo an den verschiedensten Stellen Felsen und Granitblöcke aus dem sandigen Boden herausragen.

Dort besichtigen wir zunächst die monolithisch aus dem Fels gehauene, freistehende Tempelanlage, die heute gänzlich verlassen ist.

Die gesamte Anlage soll bereits im sechsten und im siebten Jahrhundert errichtet worden sein, so unser Reiseführer.

Da die einzelnen Bauwerke sehr spärlich beschildert sind, wenn überhaupt, dann nur in der landesüblichen Schrift, fahren wir mit unserem Roller und einer Karte von Monument zu Monument.



In der Anlage von Mahabalipuram



Das weltberühmte Relief
von Mahabalipuram

Wir können schließlich auch den Felsrücken erahnen, den unser Reiseführer beschreibt, und mit ihm auch den Höhlentempel, der in den Fels hineingehauen wurde und die sogenannten fünf Rathas, die monolithisch aus dem Fels herausgemeißelt wurden.

Diese fünf Tempel sind nicht nur eine architektonische Meiserleistung, sondern sollen auch als Heiligtümer bei Prozessionen und Ritualen gedient haben.

Zum Schluss treffen wir noch auf die weltberühmte Felswand mit den großartigen Reliefs und erarbeiten uns anhand unseres Reiseführers die Motive, die über die Herabkunft der Flussgöttin Ganga bzw. des heiligen Flusses Ganges berichten sollen.

Das riesige Relief ist etwa siebenundzwanzig Meter lang und neun Meter hoch. Es teilt sich in der Mitte der Darstellungen und es ist zu vermuten, dass ursprünglich an dieser Stelle auch tatsächlich einmal Wasser floss.

Und die Darstellungen auf dem Relief sollen von einer Legende berichten, dass der König den Ganges vom Himmel fließen lassen wollte, um die Seelen hier auf Erden zu reinigen. Aber es sei zu einer Katastrophe gekommen. Als aber der König Buße tat, soll Gott Shiva zur Erde herabgestiegen sein und den Ganges wieder in geordnete Bahnen gelenkt haben und das Volk soll gekommen sein, um das Wunder zu bestaunen. So werden jedenfalls die Darstellungen auf dem Relief von Wissenschaftlern gedeutet.

Schließlich besuchen wir noch einige Strandtempel, die, wie schon ihre Bezeichnung andeutet, an der Küste liegen, die allerdings nicht monolithisch aus dem Fels gehauen sind, sondern aus Werksteinen errichtet wurden.

Erneut bewegen wir uns durch scheinbar menschenleeres Gebiet. Auf der riesigen Anlage, die über viele Kilometer verstreut liegt, treffen wir im Laufe des Vormittags nur auf eine Einheimische mit Kind, die bei einer Pyramide, gebaut aus grünen Kokosnüssen, wohl auf Kundenschaft wartet.

8. Mai 1964: Von Tindivanam nach Tiruchy

Heute Morgen stellt sich heraus, dass das Gestänge des Anhängers zum ersten Mal an einer nichttragenden Stelle gebrochen ist, doch die Reparatur der Sikhs in Phous Banglow hat gehalten.

Doch wir verlieren keine Zeit und lassen den Schaden in einer nahegelegenen Werkstatt beheben und weil wir in den letzten Tagen nicht die Schnellsten waren, nehmen wir uns heute vor, mindestens zweihundert Kilometer Wegstrecke zu schaffen.

Als wir schließlich am Abend die Stadt Tiruchy erreichen, haben wir sogar unser vorgewonnenes Pensum überschritten.



Auf dem Weg von Tiruchy nach Dindigul

9. Mai 1964: Von Tiruchy nach Dindigul

Zum ersten Mal erleben wir in Indien einen bewölkten Himmel und diese Wolken bringen Windböen vom Meer her mit, die uns etwas Kühlung verschaffen.

In Dindigul finden wir am Nachmittag eine Unterkunft in der dortigen katholischen Hochschule.

Am Abend treffen wir auf einen Pater, der, wie er uns sagt, gebürtiger Straßburger sei und gerne einmal wieder deutsch sprechen würde. Daher habe er für heute die Erlaubnis erhalten, seine gerade erst begonnenen Exerzitien zu unterbrechen, damit er sich mit uns unterhalten könne.

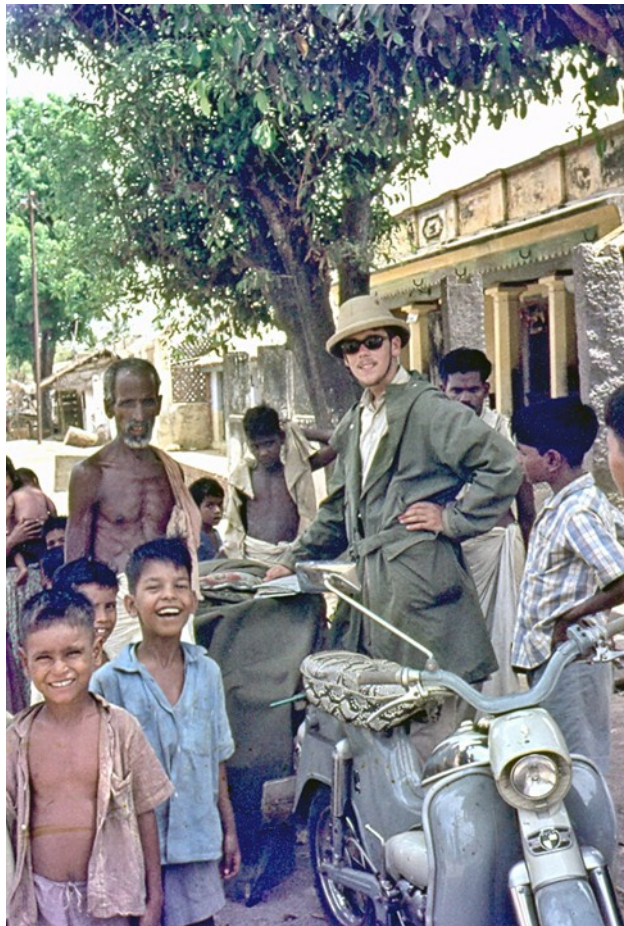
So entwickelt sich ein angenehmes und ausgedehntes Gespräch.

Als er nach dem Essen bei uns vorbeischaud, überreicht er uns einen verschlossenen Briefumschlag mit der Anschrift: „An den Erzbischof von Madurei persönlich“.

10. Mai 1964: Von Dindigul nach Madurai

Wir fahren am Nachmittag direkt zum Haus des Erzbischofs in Madurai und übergeben an der Pforte den verschlossenen Briefumschlag einem der Mitarbeiter des Bischofs.

Der Mitarbeiter oder Minister des Bischofs, wie er später auch genannt wird, bedeutet uns, einen Moment zu warten, kommt aber gleich wieder zurück und bittet uns, in einem größeren Empfangsraum Platz zu nehmen.



Nach dem Weg fragen, bei Madurai

Wenig später erscheint auch der Erzbischof in der Tür, begrüßt uns sehr herzlich in einem akzentfreien Deutsch, lässt Kaffee und Biskuits kommen und möchte gerne mehr über unsere Reise wissen.

Schließlich lädt er uns ein, hier in einem der Gästezimmer zu übernachten, selbstverständlich seien wir zu den Mahlzeiten willkommen.

Da es jedoch noch früh am Nachmittag ist, die Sonne wieder aus wolkenlosem Himmel strahlt und dabei das Land in ein warmes, weiches Licht taucht, beschließen wir noch heute in die Stadt zum sogenannten Großen Tempel zu fahren.

Über den Ort selbst sind wir bereits gut informiert. So haben wir gelesen, dass die Stadt zu den bemerkenswertesten Tempelstädten Südindiens zählt und außerdem eines der ältesten Städte der Welt ist.

Da der Große Tempel bereits aus der Ferne und aus beinahe jedem Blickwinkel der Stadt auszumachen ist, brauchen wir nicht lange zu suchen.

Stehen wenig später vor einem der bekanntesten Bauwerke der Welt und dem Wahrzeichen der Stadt, nämlich vor dem großen Shri Minakshi-Sundareshvara-Tempel, der uns auf Anhieb in seinen Bann zieht.

Wir sind fasziniert von der gesamten Anlage, auch von der Farbenfreude und der bemerkenswerten Form der Gebäude, deren Bausubstanz im Wesentlichen noch aus dem siebzehnten Jahrhundert stammt.

Ziehen dann am Minakshi-Tempel vorbei, der gegenüber dem Tempelteich liegt und von dem aus eine steile Treppenflucht hinabführt.

Dabei begegnen uns zahlreiche Pilger, die uns gleichgültig, bisweilen aber auch mit einem gewissen Misstrauen beobachten.

Schließlich, noch bevor wir uns dem Ausgang zuwenden, treffen wir auf den Eingang einer Halle, die uns noch einmal neugierig macht.

Wir treten ein in einen riesigen Raum, der aus einem Meer von Steinpfeilern zu bestehen scheint, die in endlos erscheinenden Reihen einen besonders kunstvollen und mystischen Effekt erzielen. Wie wir später nachlesen können, wird dieser Raum auch „Halle der tausend Säulen“ genannt.

Schließlich verlassen wir diesen mystischen Platz durch eines der Tempel-Tore und gehen hinüber zu den Resten einer Palastanlage der Nayaks, zum Palast des Thirumalai, ebenfalls aus dem siebzehnten Jahrhundert.

Dort auf einem der Dächer verweilen wir noch bis die Sonne untergegangen ist.

11. Mai 1964: Von Madurai nach Mandapam

Nach dem Frühstück erhalten wir noch den Segen des Erzbischofs und steuern danach der Bahnstation entgegen, von der wir mit einem Bahntransfer zur Anlegestelle der Fähre gebracht werden, die uns nach Ceylon bringen wird.

An der Strecke treffen wir wieder einmal drei Deutsche, die mit einem VW-Bus unterwegs sind und auch nach Ceylon wollen. Wir halten uns aber nicht lange mit den Dreien auf, sondern wenden uns der Bahnstation Mandapam-Camp zu, die für Passagiere, Güter und für Fahrzeuge zuständig ist.

Dort erfahren wir, dass der nächste Zug erst morgen früh von hier aus abfahren wird.